Der Sonntag

Unterhaltungs-Beilage der Saar-Zeitung

Das ist das Richtige!

Von Arthur M. Fraedrich

„Wir müssen es eben tragen," sagt die Mutter in die Stille hinein. Und sie seufzt. Aber sogleich setzt sie ermutigend hinzu: „Wie zutreffen können wir sein, daß die anderen nicht und das Mädel gut eingelebungen sind! — Wir werden Erich bei uns behalten; er kann sich hier auch nützlich machen."

Der Schmiedemeister kreicht mit seinen ausgearbeiteten Händen über den Lederschurz, den er um hat. Sein Gesicht ist verschlossen, ist ruhend in die Ferne gerichtet. Unwillkürlich lenkt sich wiederhalt er: „Nee, uns behalten." Und sein Blick gleitet aus dem Fenster, hinweg über die Felder vor der Schmiede, als liege dort irgendwo die Antwort finden auf die Frage, wen aus Erich, dem aufsteinend zu nichts Taugenden, noch werden könnte.

Ein Junge muß hinaus in die Welt," brummt er, „muß sich den Wind gehörig um die Ohren wehen lassen, hatt sich an Mutters Schürze zu halten, und das noch mehr angeblühte als tatsächliche Unvermögen mit „Zu hatten als kleines Kind Fürsorgliche, du hattest einen nicht so mit kommen" noch stärken zu lassen. Nimm mich an! Wenn er zum Schlosser oder zu einem anderen Handwerk anlaufgich ist, so soll er sich meinetwegen in der Kreisstadt als Hausdiener verdingen! Hier bleibt der Junge nicht, basta!"

Als Hausdiener? Ein bedrückliches Zucken, als habe es ein reißendes Tier auf einen Hieb getroffen, durchläuft die Mutter. Erich als Hausdiener... Alle ihre Kinder Handwerker oder Beamte und der Jüngste, der Zweite, der Hochbegabte, brodelte es in ihr, Nesthäkchen, ein tüchtiger Beschäftigsmeister zu werden, und Dompard, die Kinderpflegerin, krankt auf dem gelernt geschickten Bild über das runde Apfelgesicht inmitten der ihr anvertrauten sechs Rangen, als wüßten es ihre Gegnen sichen. Nur Erich — ach, ist das ein Leid mit dem Jungen! Welcher Beruf ist der richtige für ihn? Der Gedanke, daß einen von den Kindern ohne einen richtig erlernten Beruf lassen werde, ist ihr unerträglich. „Wissen wir doch noch einmal bei Hans in Berlin, wie schwer es gleicht weiß der uns Rat," seufzt sie es noch einmal.

Der Schmied fährt abwehrend mit der Hand durch die Luft. „Die schwebt die Hausdiener vor, ich weiß." Denkt du denn, daß ein Mensch, der so allem anderen ungeeignet zu sein scheint, so mir nichts dir nichts Schneider wird? Und wenn du auch so viel Tint verdienen. Leben heißt arbeiten und nochmals arbeiten! Denn, wo Männer sind, müssen einer sein, und wenn Krankheit wegen nun gleich mit Semmelknödelchen unmöglich werden möchte! Liebrigens — ist Erich denn überhaupt krank?"

Eigentlich krank ist er nicht, nein; nur ein bißchen einfältig, lollpatschig, so. Schon der Lehrer meinte damals, er leide in allen Fächern an Zerstreutheit, besonders aber an der Durchschnitt; das gebe zu denken, wenn es auch nicht völlig den Weg noch oben verschließe...

Der Schmied erhebt sich. „Nach oben bringt uns nur die Arbeit, ganz gleich, wo sie geleistet wird!" Damit poltert er aus der Wohnstube in die Schmiede, an den Amboß zurück. Die Mutter aber bewegt noch sehr lange vielerlei Gedanken, bis sie Briefe und Schreibzeug herausframt und Kurt, dem Ingenieur in Berlin, einen Brief schreibt, einen langen Brief, wie nur langende Mütter zu schreiben vermögen.

Photo Hähn u. Bilderdienst M. Lüdtke

Sportkameraden

— Als Erich sich von dem Staunen und Verwundern über das nimmerruhende Flitzen und drängende Hasten in der Niesenhalle herumgehen kann und den Weg der Auto-Fahrschule als seine nächste Lebensaufgabe ansehen lernt, vergeht eine geraume Zeit; aber dann hält er sich ganz gut. „Der Bruder ist wirklig und anständig," urteilt der Fahrlehrer. Und Kurt, der Ingenieur, freut sich, den bösergten Eltern einen Dienst erweisen zu können, indem er dem Bruder weiterhilft.

Jedoch, zwei Wochen später meint der Fahrlehrer: „Ich beobachte bei Erich ein gewisses Unvermögen, sich plötzlich auftauchenden Fahrtindernissen gegenüber richtig, das heißt erfahrungsgemäß zu benehmen. Normalerweise bendtigen Schüler eine einhundertfünfzig Fahrstunden-meter, bis sie zur behördlichen Prüfung reif sind; bei Ihrem Bruder werden es wohl fünfzig, wenn nicht gar hundert mehr."

Diese Auskunft stimmt den Ingenieur nachdenklich. Von jetzt ab sitzt er so oft es seine Zeit erlaubt, mit seinem Bruder zusammen und unterrichtet ihn über technische und fahrtechnische Dinge, die jedoch, wie er gar bald feststellt, nur schwer von Erich begriffen werden.

Erich leidet scheint dieses sein Unvermögen kaum nachdenklich zu nehmen; aus Eigenem wühmet er sich gar selten den Lehrbüchern. Viel lieber spaziert er in der Freiheit umher, in der Garteneinlage, in der er bei seinem Bruder wohnt. Und oft genug kommt es vor, daß er von einem solchen Ausflug erst nach Stunden zurückkehrt. Dafür bringt er dann einen Strauß blühender, ungewöhnlicher Blumen mit, die er bei seinen Jahrzeugen nicht mehr im Freien machten. Sein Bruder wundert sich darüber, und ihm fällt es eines Tages auf, daß diese Blumen länger frisch bleiben, als gewöhnliche Blumen in einem geheizten Zimmer. Als einmal davon die Rede ist, erstrahlt Erich in sinnlicher Freude, als freue er sich eines köstlichen Geheimnisses.

Woche nach Woche vergeht, aber Erich ist anscheinend immer noch nicht reif für die Fahrprüfung. „Nun besucht du die Fahrschule bereits fünf Wochen," sagt sein Bruder eines Tages unwillig. „Der Fahrlehrer meinte letzterlets, innerhalb zwei bis drei Wochen seiest du mit allem durch. Weshalb wirst du nicht zur Prüfung zugelassen?"

Erich wird sehr verlegen und wendet sich ab. Der Fahrlehrer meint, murmelt er erstlend, er, Erich, solle mit der Prüfung noch ein bißchen warten. Besondere Fehlen entständen dadurch nicht; man der eine Schüler an Fahrkilometer einspare, gebe man den anderen gerne und leichter los zu. Ein Schüler ist schließlich nicht so wie der andere.

Eine weitere Woche vergeht und abermals eine weitere, bis endlich seinem Bruder die Geduld; er fragt persönlich in der Fahrschule nach.

„Ihr Bruder? Ja, wo steckt er denn? Bei uns hat er sich schon fast vier Wochen lang nicht mehr sehen lassen."

Diese Auskunft läßt ihn erblassen. Und mit einemmal entsinnt er sich, daß Erich auch schon in der Schülerwerkstatt, die ihn später entließ, ein ähnlichen Verhalten gezeigt hatte. Stunk, wie ihm aufgetragen worden war, Bleche abschneiden, hatte er auf einer Zinkplatte eine frisch zum Raum gepflückte Kastanienblüte zu modellieren versucht...

Teils belangt darüber, was diesen Verhalten zu bedeuten habe, teils erfaßt über diese offensichtliche Hinterhältigkeit des Bruders — fuhr er nicht allzugeduldig scheinbar zur Fahrschule — eilte der Ingenieur heim.

Als er zu Hause anlangt, ist Erich dabei, die Stiefel zu säubern, die so sehr voller Dreck sind, als habe er damit im ungepflügten Acker umhergetrampelt. Neben ihm steht ein älterer Mann.

„Ich komme wegen Ihrem Bruder Erich", sagt dieser Mann, als dieser ihm im Wohnzimmer gegenüber sitzt. „Ich wollte mit Ihnen darüber sprechen, ob Erich nicht bei mir bleiben kann; denn ich bin der festen Ueberzeugung, daß er im meinem Beruf ein tüchtiger Fuhrmann zu werden verspricht. Ich bin nämlich Gärtner."

Im Verlauf der weiteren Unterhaltung ergibt sich folgendes: Erich ist eines Tages in die unweit liegende Gärtnerei eingetreten und hat gebeten, ein bißchen helfen zu dürfen; er liebe Blumen über alles. Von da ab hat er sich jeden Tag eingefunden. Noch und noch erzählte er, er leide auf Wunsch seiner Eltern Schöffer werden, nachdem er ihn für den Schlosserberuf ungeeignet befunden hätten. Die Eltern meinten es schließlich gut mit ihm, aber er mache sich nichts aus Stahl und Eisen; Blumen und Pflanzen und der immer aufs neue gütterende Aderboden — das sei seine Welt!

„Ich fand noch keinen Menschen," schließt der Gärtner, „der so sehr mit dem Herzen bei der Gärtnerarbeit ist wie der Bruder. Und so bin ich der Meinung, daß sein Platz hinter dem Spaten ist. Im übrigen halte ich es für einen großen Gewinn für meinen Beruf, wenn Erich Gärtner wird."

— — —

Nach Monaten bringt der Briefträger den alten Schmiedeleuten einen Brief aus Berlin. Darin bekt zu lesen, daß Erich nun schon ein Vierteljahr bei einem Gärtner in der Lehre ist. Er mache sich nun den Worten seines Lehrherrn außerordentlich gut.

Immer und immer wieder lesen die beiden Alten das Schreiben. Die Mutter tatet die Hände und sagt mit naßen, strahlenden Augen: „Nun hat unser Erich doch einen Beruf! Nun wird er Gärtner!" Und ein wenig später denkt sie schon: Wenn er ausgelernt und sich in der Fremde tüchtig umgesehen hat, werden wir ihn vielleicht halten können, ihn hier in der Heimat selbständig zu machen...

Der Schmiedemeister aber sagt: „O Gärtner oder sonst was, das ist nicht die Hauptsache, Mutter. Die Hauptsache ist, daß er ein ganzer Kerl wird, unser Erich!" Dann geht er wieder zurück in die Schmiede, an den Amboß.

Ann-Christin liebt nur einmal

ROMAN VON SUSI TEUBNER

(3. Fortsetzung)

Beinahe hätte Ann-Christin geantwortet „Ich mich auch". Sie schluckte es herunter und bekam plötzlich Angst. Angst, daß ihr der junge Mensch so gut gefiel. Angst, daß er etwas Unrechtes mit der Kette beabsichtigt hatte. Ueberhaupt Angst vor sich selbst und vor allem, was geschehen konnte. Denn sie wußte selbst sehr wohl, daß sie zu den Menschen gehörte, die oft in ihrem Leben eine Sache wollen, aber eine andere tun. Sie sagte langsam und nachdenklich: „Eigentlich ist es ja schon etwas spät. Aber vielleicht können wir doch noch in ein Kino gehen. Ich war lange nicht dort. Und manchmal ist das ganz nett."

Roberts Gesicht drückte Enttäuschung aus — dann konnte er ja nicht ihre wunderschöne belegte Stimme hören, nach der er sich dreimal 24 Stunden gesehnt, die er oft im Dienst plötzlich zu hören meinte, aber es war immer nur Phantasie, Traum am Tage gewesen. Dösen mit offenen Augen. Jetzt war die Stimme wirklich, nah, und im Kino konnte er sie nicht hören. Er war aber zu wohlerzogen, um etwas gegen den Wunsch dieser Frau einzuwenden.

Wenig später saßen sie und sahen einen Film. Das heißt Robert Walter sah nur das Gesicht der Frau. Seine Kameraden hätten ungläubig gelacht, wenn sie dieses winzige Eckchen in Leutnant Walters Herz entdecken würden, das nichts anderes tat als träumen, bewundern, lieben. Ja, sogar bereit war, darüber die Pflicht zu vergessen. Diese sorgfältig verschlossene Ecke in dem jungen, starken, tatbewußten Herzen, die nur träumen wollte. Als er noch ein Junge war, hatte er von der Mutter geträumt, von der Mutter, die nicht mehr war, seit er war — die sein Leben mit dem ihren hatte bezahlen müssen. Diese nie gekannte Mutter war in seinen Gedanken so groß gewesen, daß sie lange lange sein ganzes Traumleben ausfüllte. Jetzt aber ist diese Frau plötzlich da. Nicht mehr jung. Robert Walter wußte es wohl: nicht mehr so jung wie dieses oder jenes Mädchen seiner Bekanntschaft. Aber so schön, beinah so schön wie die Mutter in seinem Traum. Und sie war da, sie war Wirklichkeit, sie saß neben ihm. Das Licht der Filmstreifen fiel auf ihr schmales Gesicht. Die Augen glänzten tief und unergründlich. Sie mußte ihre Zähne ganz fest aufeinandergebissen haben. Manchmal zuckte ihr Unterkiefer.

Plötzlich wandte sie ihm voll ihr Gesicht zu. „Um mich so konsequent ansehen zu können, hätten Sie nicht so viel Geld für einen Film auszugeben brauchen," flüsterte sie ihm leise mit wohlwollend ironischem Zug um die Mundwinkel zu.

Natürlich wurde der junge Leutnant rot. Zu dumm benahm er sich aber auch! Er hätte sich selbst ohrfeigen können. Schon das erstemal war er dauernd rot geworden. Er biß sich auf die Lippen. Ganz schmal wurde sein Mund. Unhörbar gab er sich den Befehl. Augen geradeaus! Und wandte den Kopf ohne zu antworten.

Er sieht sehr männlich aus, dachte Ann-Christin ihrerseits, die ebenfalls ihren Partner eingehend gemustert hatte. Nur hatte sie es als Frau ein wenig geschickter zu verbergen gewußt.

Sie hatten also beide nicht sehr viel vom Film gehabt und wirklich nicht viel in sich aufgenommen, als sie zwei Stunden später in einem Weinrestaurant darüber diskutierten.

„Es ist doch immer dasselbe mit der „Liebe im Kintopp", begann Ann-Christin.

„Wie schließ- und endlich auch mit der Liebe im wirklichen Leben", meinte Robert Walter, sehr stolz auf den Zynismus, den er eben mit diesen Worten aufgebracht zu haben glaubte.

„Leider" — ihr Blick glitt plötzlich weit weg — „leider wollen die Menschen es ja immer nur bequem haben."

„Wie meinen Sie das?"

„Oh, ich meine, daß Männlein und Weiblein auf der Leinwand wie im Leben sich eigentlich immer nur zusammentun und auch zusammenbleiben, um nicht so allein sein zu müssen. Wer liebt, wer heiratet, muß fühlen, daß der andere dazu berufen ist, einen immer wieder im Innersten aufzurütteln, die eigenen Fehler sichtbar zu machen, den falschen Glauben an sich selbst zu töten. Wenn man allein ist, verlernt man die Bereitschaft, dem eigenen Ich zu nahezutreten. Man stirbt innerlich ab. Darum soll man sich jemand an die Seite stellen, der wie ein unsichtbarer Zeiger ist, zum Zorn ausschlägt, wenn man etwas nicht richtig macht, zur Freude, wenn es einem gelungen ist, sich selbst zu überwinden. Es gibt eine Klugheit von Herz und Kopf. Die aber kann kein 17jähriges Menschenkind besitzen. Diese Klugheit kommt nach und nach im Leben, wenn man immer mehr Gutes und Böses, Freud und Leid begreifen, verstehen lernt."

So sprach die Frau Ann-Christin. Zu ihrem eigenen Erstaunen. So lange hintereinander sprach sie überhaupt selten. Sie liebte mehr Rede und Gegenrede, fein geschliffen, spritzig. Da hatte sie auf einmal eine ganze Abhandlung gehalten, und zwar eine über ihre innersten Gedankengänge. Ueber Gedanken, die ihr vielleicht selbst noch nicht einmal ganz klar geworden waren, geschweige denn, daß sie immer nach ihnen gelebt hätte. Diese Rede von ihr war gewissermaßen eine laut gewordene innere Generalübersicht gewesen über das, was sie das Leben, die Liebe, die Ehe gelehrt hatte. Und das hatte sie ausgerechnet vor diesem blutjungen Menschen da vor ihr getan! Wie kam sie überhaupt dazu? Hatte sie sogenanntes Quasselwasser getrunken, oder hatte es ihr etwa dieser Herr Walter wirklich so besonders angetan?

Zeichnung Kießlich M

Ann-Christin: »Wer weiß, ob Sie nicht ein ganz gewiegter Schwerverbrecher sind!«

„Er sieht doch Ernesto gar nicht ähnlich, mußte die Frau denken. Im allgemeinen geht es einem doch so, wie sie in irgendeinem Roman einmal gelesen. Sie wußte nicht mehr wo. Aber da hieß es: man geht den armseligen Weg, den die Frauen gehen müssen, wenn sie enttäuscht sind —, der Mann Fred, der zieht manchmal die linke Augenbraue hoch, so wie es der andere, den man wirklich liebte, tat. Darum streicht man jetzt dem Fred so gern über die Augen. Und der Hans, der ist einem fremd, wie ein Hottentotte. Man möchte ihn erschlagen vor Ungeduld. Wenn er aber traurig ist, hat er denselben Zug um die Lippen wie der erste. Muß man darum nicht den Hans auf diesen Mund küssen? So ist das — in all den Männern sucht die Frau den einen wieder, den sie verloren hat. Mag sie innerlich vielleicht noch so sehr aufschluchzen, immer wieder möchte sie den Händedruck, das Umschließen fühlen, bei dem ihr das Herz stillzustehen drohte. Wie ein zersprungener Regenbogen ist es, wo man sich wieder die einzelnen Farben zusammensuchen muß. Dieses stückweise — das ist dann so furchtbar...

Aber dieser Robert Walter hat doch nichts, aber auch rein gar nichts von Ernesto, denkt Ann-Christin. Er gleicht eher irgendeinem ganz ganz frühen Backfischtraum: frisch, gesund, straff die Haut, schmal das Gesicht, streng die Nase, hoch die Stirn, energisch das Kinn, scharf der Blick. So ein „Nicht Euch" in dem Blick, der dann plötzlich wie von einem unhörbaren Befehl ein „Rührt Euch" vernimmt, und die Augen weich, groß und ehrlich werden läßt wie bei einem erstaunten kleinen Jungen. Zu diesem jungen Gesicht fehlt nur an den Schläfen meliertes Haar, hätte Ann-Christin mit 16 Jahren gedacht. Heut freute sie sich an dem dunkelblonden Schopf, heut begann sie schon Angst vor weißem Haar zu bekommen, bei sich wie bei anderen. Als sie einmal vorm Spiegel stand und glaubte, ein weißes Haar zu entdecken, hatte sie schnell die Augen zugekniffen. Und als sie sie wieder aufmachte, war das weiße Haar verschwunden. Ann-Christin wußte heut noch nicht, war es Trug gewesen oder hatte sich das graue Haar nur wieder schnell und taktvoll hinter den anderen verkrochen — war nur mal kurz als Ausrufungszeichen, als Warnung erschienen.

So plötzlich warnend, wie es eben auf einmal in Ann-Christins Handtasche knisterte, das Seidenpapier knisterte, in dem die Kette eingewickelt war, gerade als sie ihre Puderdose herauszog.

„Ist das aber eine entzückende Puderdose?!"

Frau Ann-Christin blickte erstaunt auf. Hatte dieser junge, man möchte sagen, soldatische Mensch Interesse am Tand? Das überschnitt sich dann ja mit dieser merkwürdigen Perlenangelegenheit! Schade, dachte sie. Aber sie sagte dann: „Ja, nicht wahr, sie ist entzückend und auch wertvoll. Nicht nur als Erinnerung für mich, sondern auch für Kunstliebhaber. Es ist ganz wundervolle Emaillearbeit. Schauen Sie, mit Gold eingefaßt."

Als Robert Walter die ihm eifrig gereichte Dose in die Hand nahm, schien der Blick der Frau wie lauernd auf ihm zu ruhen. Wie ein Blitz in eine weiche warme Sommernacht hineinschlägt, so durchzuckte es auch ihn in diesem Augenblick. Also doch — alles, was er zurückgedrängt, bewußt und unbewußt, der ganze rätselhafte Zusammenhang mit diesem unerfreulichen Kavalier Karthesius wurde lebendig vor ihm. Ein bitterer Geschmack war das plötzlich im Munde. Er hatte sich doch nur erkundigt nach der Puderdose, freundlich und aufmerksam, weil er wußte: eine Frau hört gern, wenn sie hübsch ist oder auch nur irgendetwas an ihr als hübsch bezeichnet wird. Und nun hatte Ann-Christin Reinhardt — sie hatte ihm ihren Mädchennamen genannt — auf diese merkwürdige Weise reagiert, ihm gewissermaßen gleich die Dose angepriesen. Also doch gehört sie irgendwie zu dieser Hehlerbande! Es erschien ihm unverantwortlich, daß er nicht schon Forschungen in dieser Richtung aufgenommen hatte. Er beschloß — unerbittlich gegen sich selbst — alles jetzt nachzuholen.

Da begann nun ein seltsames Katze- und Mausspiel zwischen den beiden. Jeder aber glaubte, die Katze zu sein.

Es war, als hätte der Mann plötzlich seinen Dienstanzug angezogen. Seine Gesichtszüge wurden noch straffer. Vielleicht verlor er etwas von der gesunden Farbe. Aber innerlich war er ganz ruhig. Ruhig führten seine kräftigen Hände die Zigarette zum Munde, ruhig stäubte er die Asche ab, während die Hand der Frau fast unentwegt am Aschenbecher war und dort wie von selbst hin- und herzitterte. Ihre andere Hand fuhr über den buntseidenen Schirm der Tischlampe hin und her. Wie durch Röntgenstrahlen aufgelöst wirkten sie, Knochen und Blut. Die Musik klang auf einmal so hart, das Licht war so grell, die Ober so laut und der Mann da vor ihr auch ganz anders.

Ich eigne mich, glaub ich, nicht zur Detektivin. Die Frau muß ja über sich selbst lächeln. Dann begann sie sehr tapfer: „Wir waren zusammen im Kino, wir sitzen hier schon eine Stunde nett zusammen, wir unterhalten uns über wichtige, ja über menschlich-intime Probleme, aber eigentlich weiß ich noch gar nicht, wer und was Sie sind. Abgesehen von Ihrem höchstwerten Namen" — Ann-Christin zeigte ihre perlengleicher Zähne — „wer weiß, ob Sie nicht ein ganz gewiegter Schwerverbrecher sind!"

„Oh bitte, vielleicht darf ich die Frage zurückgeben. Auch von Ihnen weiß ich nichts."

„Genügt es Ihnen nicht, mich anzusehen, mein Gesicht zu kennen..."

„Tja, und darum möchte ich wohl gern ein Bild von Ihnen haben."

„Sie sind aber anspruchsvoll."

„Kann ich mir das nicht leisten?"

„Sie sagen das so anspruchsvoll, als wären Sie wirklich ein ganz großer Verbrecher."

„Meinen Sie, man kann nur als Verbrecher anspruchsvoll sein?"

„Das allerdings nicht. Eigentlich ja doch im Gegenteil."

„Das kommt ja so klein heraus."

„So? das war nicht beabsichtigt. Ich würde eher sagen, nachdenklich."

„Warum müssen Sie nachdenken, wie sich ein Verbrecher fühlt."

„Weil ich das nicht so genau weiß, weil ich aber schließlich alles im Leben kennen lernen möchte, verstehen lernen möchte. Denn alles verstehen, heißt doch auch alles verzeihen können, nicht wahr?"

„So etwas konnte nur eine Frau sagen und eine Französin obendrein," bemerkte Robert Walter unwillig. „Das ist ein höchst gefährlicher Satz. Mit dem kann man unter die Räder kommen im Leben. Warum muß man alles verzeihen und alles verstehen? Im Gegenteil, vorwärts kommt nur der, der nicht alles verzeiht."

„So zu sprechen und so zu denken kann sich nur ein Mann leisten. Wir Frauen müssen verzeihen, um uns manchmal nicht alles zu verbarrikadieren."

„Was zu verbarrikadieren?"

„Den Rückweg zu irgendeinem Fetzchen Glück."

„Das verstehe ich nicht. Ein Glück, daß ich nur erhalte unter der Bedingung, das ich verzeihe! Ein solches Glück würde ich nicht mehr mögen."

„Glück ist doch schließlich überwundener Widerstand, nicht wahr? Na also, haben Sie sich noch nie ein Glück erobern müssen."

„Ja natürlich" fiel Robert Walter ein, „erobern will ich es mir schon. Vielmehr gerade erobern will ich es mir. In den Schoß fallen darf es nicht. Aber das Erobern muß durch eignes Handeln geschehen, nicht durch passives Verzeihen."

„Ich wünsche, daß Ihnen letzteres, was bestimmt viel viel schwerer für uns eitle Menschen ist, erspart bleiben möge." Die Frau seufzte fast unhörbar. „Sie sind halt doch noch sehr jung."

Der Mann Robert Walter wäre bestimmt eben gekränkt gewesen. Lebenserfahrung läßt man sich selten gern absprechen. Aber es saß da der Polizeileutnant Robert Walter auf dem Platz, der darum genau so scharf wie freundlich auf das zurückkam, was er wissen wollte.

„Aber wir sind von meiner Bitte abgekommen. Ich hätte wirklich gern ein Bild von Ihnen."

„Und ich antworte Ihnen. Das ist nicht nur anspruchsvoll, nicht nur sehr anspruchsvoll, sondern sogar zu anspruchsvoll — ganz abgesehen davon, daß ich ja nicht immer, wenn ich einen Mann treffe, Bilder in meiner Tasche mit herumtrage, um sie freigiebig zu verteilen."

„Dann darf ich mir aber vielleicht eines in den nächsten Tagen abholen."

„Nein, das dürfen Sie nicht."

„Wer bewacht Sie denn so streng, daß man Sie nicht besuchen darf."

„Niemand — oder doch! Eine alte halb taube, halb blinde Kinderfrau."

„Na also — wo wohnten Sie doch?"

Das wirkte eben wie ein Stich. „Ich habe Ihnen doch überhaupt noch nie gesagt wo ich wohne. Wie können Sie so fragen?"

„Sagten Sie nicht, Sie wohnen in Karlshorst?"

„Ja, aber niemals in welcher Straße."

„Warum niemals — Und woher wissen Sie das so genau?"

Ann-Christin begriff selbst nicht, warum ihr immer unbehaglicher zumute wurde. „Weil — ja darauf kann ich Ihnen eben wirklich keine Antwort geben."

„Na sehen Sie. Dann können Sie es mir aber wohl jetzt verraten: Straße, Hausnummer, Stockwerk, Zahl der Zimmer und noch viel mehr."

„Wohl auch noch, wann ich polizeilich gemeldet bin, was?"

„Sehr wichtig."

„Irgendwie müssen Sie kriminell veranlagt sein. Wenn nicht als Verbrecher, dann als Gegenteil, als Diener des Staates. In Romanen überschneidet sich das ja auch wohl manchmal."

„Sie haben es erfaßt." Er griff in die Brusttasche und zeigte ihr lächelnd seinen Polizeiausweis.

Ein paar Funken tanzten wie kleine Teufelchen im Aschbecher. So hastig und heftig drückte Frau Ann-Christin ihre Zigarette aus. Ihre Hand fuhr zur Tasche. Das Seidenpapier der Perlenkette knisterte. Heiß und kalt wurde ihr. Das Blut kam und ging. Ihre Wangen wurden dunkelrot und schneeweiß. Die Frau wußte in diesem Augenblick selbst nicht: war es vor Freude oder vor Schreck. Hing das alles doch mit dieser Kette zusammen? Aber anders als sie gedacht? Ihr Hals war wie zugeschnürt, ihr Kopf leer. Sie konnte keinen klaren Gedanken fassen. Abrupt stand sie auf. Ja, sie schwankte sogar ein wenig dabei. Ihre Hände hielten sich an der Tischkante, sie sahen weißer aus noch als das Tischtuch. Ihr Mund versuchte ein liebenswürdiges Lächeln: „Seien Sie nicht bös. Mir ist plötzlich nicht gut. Ich muß nach Hause."

Polizeileutnant Walter hielt den Kopf gesenkt. Er war sehr, sehr traurig. Seine Worte klangen mühsam. „Ich möchte Sie begleiten. Vielleicht ist es nötig, daß ich Ihnen unterwegs behilflich bin."

(Fortsetzung folgt)